Der bessere Adventskalender

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **20 (2013)**

Heft 229

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-884487

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

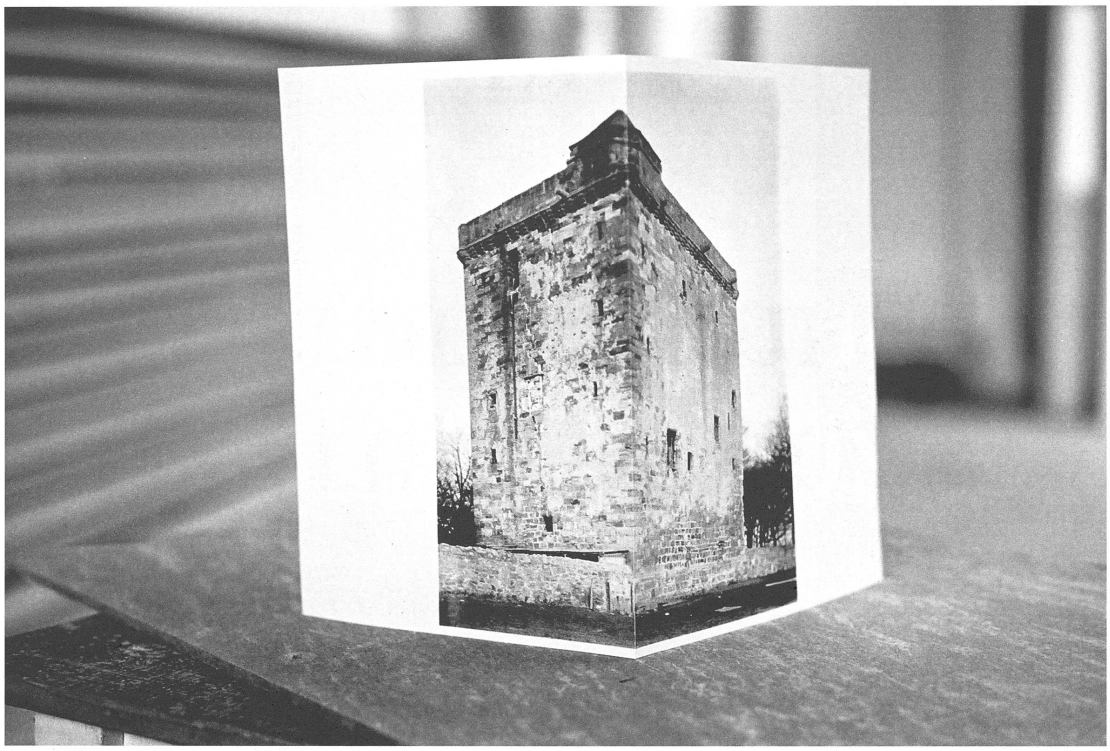
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Vierundzwanzig Türöffnerinnen



Katalin Deér, 1965, ist Fotografin in St.Gallen.

Die «Fast-Revolution»

Ich war sechzehn. Es war Frühling und ich besuchte das erste Mal nach sechs Jahren wieder die ursprüngliche Heimat meines Vaters. Teheran ist keine schöne Stadt, jede Menge Menschen und hässliche Häuser. Ich fühlte mich unwohl, das obligate Kopftuch nervte, alle Familienmitglieder wollten mich unbedingt sehen. Lieber hätte ich neue Seiten des Irans kennengelernt, stattdessen steckte ich in einem Vakuum aus Essen, Schlafen und Familiendrama.

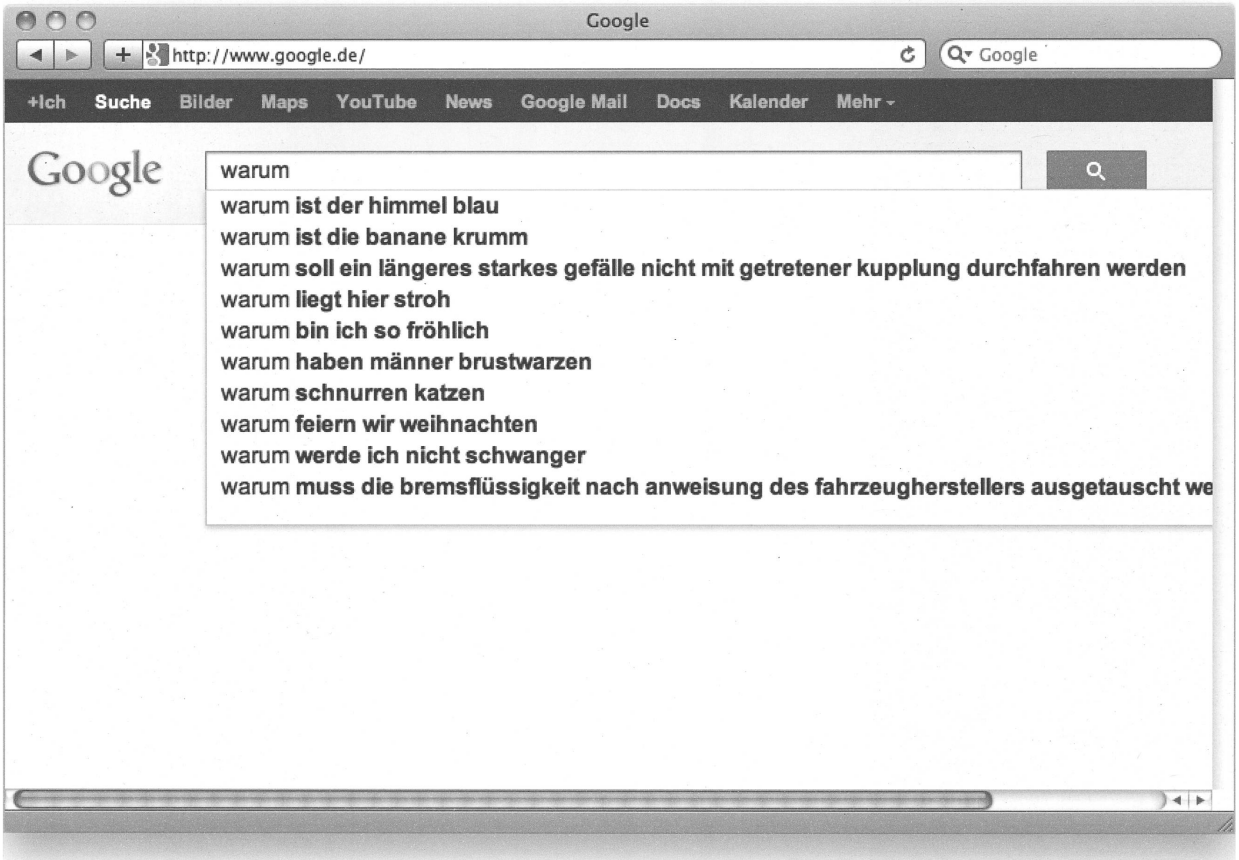
Nach dem letzten Tee am Abend klingelte das Telefon meiner Grossmutter: Ob ich nicht ein neues Kopftuch kaufen wolle, fragten meine Cousinen. Klar wollte ich. Sie holten mich ab und wir stiegen ins Auto, das wir von ihrem Vater ausleihen durften. Shekoofe stöpselte ihr Handy in die Stereoanlage und drehte die Musik auf: iranischer und amerikanischer Pop. Moshdeh, meine andere Cousine, kurbelte sofort alle Fenster runter, dann bogen wir in die Hauptstrasse. Sie fuhr ziemlich schnell und vom Fahrtwind rutschen uns die Kopftücher bis auf die Schultern herunter. So fuhren wir also mit Lady Gaga in den Ohren und lauwarmem Wind in unseren Haaren an tausenden kleinen Lichtern vorbei Richtung Einkaufszentrum.

Wir wussten: Unsere Kopftücher hätten mehr verhüllen sollen, unsere Musik stiess nicht eben auf offene Ohren im Iran, und hätte uns die Polizei angehalten, sie hätte bestimmt einen Grund gefunden, uns mit aufs Revier zu nehmen. Nur einige Wochen vorher war nämlich Shekoofe aufgegriffen und von den Behörden an ihre Eltern übergeben worden, weil sie stark geschminkt war. Doch das alles interessierte uns wenig. Ich rutschte zwar die ganze Fahrt über nervös auf meinem Sitz umher, doch die Aufregung war im positiven Sinn: Wir sangen, kreischten, lachten und fühlten uns dabei unglaublich frei.

Das Lied von Golshifteh Farahani ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Farahani ist jene Sängerin und Schauspielerin, die sich ein halbes Jahr zuvor für das Video eines französischen Künstlers auszog, um ein Zeichen gegen die Politik der Ayatollahs zu setzen. Der Aufschrei im Iran war riesig – Farahani darf bis heute nicht in ihre Heimat reisen. Meine Cousinen bedauerten den «Leichtsinn» der Schauspielerin und verurteilten sie für ihre Freizügigkeit. Während der Fahrt diskutierten wir jedoch über Farahanis Aktion, und ich versuchte meinen Cousinen ihre Beweggründe zu erläutern. Schliesslich waren wir uns einig: Der Iran braucht solche Frauen, wenn sich das Machtgefälle im Land verändern soll.

Wieder zurück in der Schweiz, erinnerte ich mich an unseren Roadtrip durch Teheran und versuchte, mir dieselbe Situation in der Schweiz vorzustellen: Hier wäre höchstens der Musikgeschmack ein Problem. Im Iran hingegen war es zwar auch kein direkter Verstoss gegen Gesetze, für uns war diese Autofahrt aber trotzdem eine Form des Aufbegehrens – ein revolutionärer Akt. Vielleicht weniger für mich, bestimmt aber für meine Cousinen. Geprägt hat es trotzdem, besonders mein Bild vom Iran.

Samira Assir, 1992, ist Buchhändlerin, bei der JUSO aktiv und Co-Präsidentin der SP Frauen des Kantons St.Gallen.



Larissa Kasper, 1986, ist Grafikerin, unter anderem für Saiten.

Die Kunst des Verirrens

Wenn der Nebel mit dem Schnee verschmilzt, kommt die Zeit des Verirrens. Selbst die besten Wanderkarten nützen nur wenig, wenn in undurchdringlichem Weiss alle Konturen verschwinden. Dann kommt spätestens mit der Dämmerung Panik auf, dann kann man auch auf dem Weg zwischen der Hundwiler Höhe und Appenzell zu Tode kommen, wenn es blöd läuft. Verirren passiert uns zwar kaum mehr, weil wir uns davor fürchten und dafür schämen. Verirren kann aber auch Spass machen, weil die Welt plötzlich anders aussieht. Die beiden deutschen Autorinnen Kathrin Passig und Aleks Scholz haben dem «Verirren» ein ganzes Buch gewidmet. Sie empfehlen zum Beispiel, sich in unbekannten Städten bewusst zu verirren und nicht den touristischen Trampelpfaden zu folgen, womit man die Stadt besser kennenlernt, als wenn man sich dem Reiseführer unterwirft.

Dafür braucht man zwar Zeit, gefährlich wird es kaum (ausser man versucht es in einer Metropole mit hoher Kriminalität). Das ist Verirren für Anfänger.

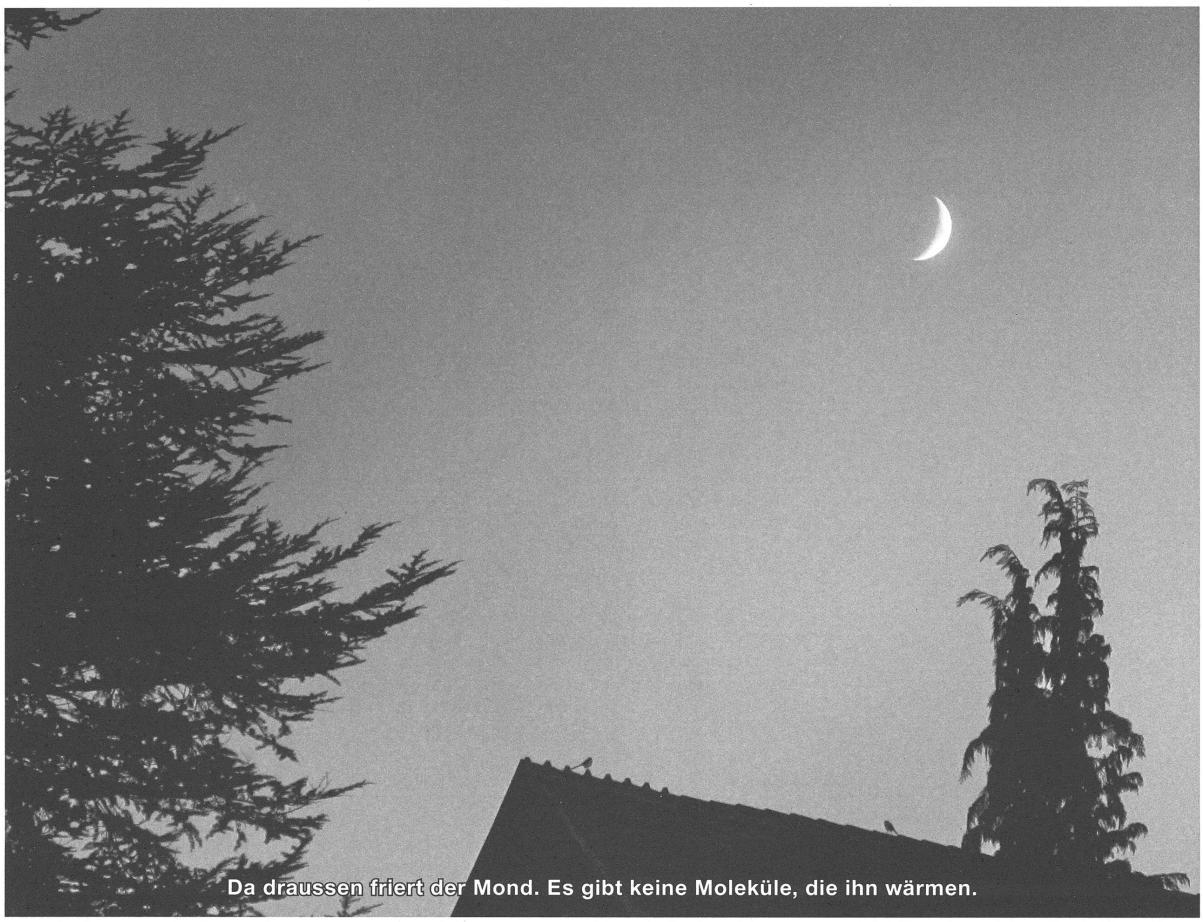
Die beiden Autoren widmen sich auch dem Verirren für Fortgeschrittene – zum Beispiel in den Bergen. Sie liefern nicht nur Analysen, wie es zum Verirren kommt, sie geben auch Tipps, wie man aus dem Zustand wieder rauskommt.

Wunderbar die Geschichte über die Inupiat-Indianer, die an der Nordküste Alaskas leben. Die Inupiat haben einem Geografen erzählt, wie sie damit umgehen: Während der Mann in unübersichtlichem Gelände der Spur eines Tiers folgt, übernimmt die Frau die Verantwortung für Orientierungsfragen, sodass am Ende wenigsten einer der beiden den Rückweg kennt. Der Nachteil: Die Frau müsste – wenn es Zeit wäre zurückzugehen – häufig mit ihrem Gefährten darüber streiten, wo sie sich befinden und welchen Rückweg sie einschlagen sollten. Sie ist sich ganz sicher, wo die beiden sich aufhalten, er ist aber oft nicht bereit, zuzugeben, dass er während der Jagd die Orientierung verloren hat. Die Inupiat raten in solchen Fällen zur Geduld. Bei Uneinigkeit folgt sie dem Mann so lange auf seinem Irrweg, bis er seinen Fehler einsieht. Sie begründet das wie folgt: «Man streitet sich nicht, wenn man da draussen unterwegs ist. Man erklärt es einmal, das muss reichen. Danach geht man einfach mit.»

Sich physisch im Verirren zu üben, hilft. Man lernt, nicht panisch zu werden. Man lernt, sich überhaupt einzugestehen, dass man sich verirrt hat. Und es hilft auch beim Denken. Denn wir folgen stets einer inneren Landkarte und können uns vertun, ohne dass wir es wahrhaben. Oder wie es die beiden Autorinnen formulieren: «Insgeheim geht es beim Verirren um Grundfragen der Wissenschaft, um Problemlösungsstrategien, um Einsichten in Erkenntnisprozesse.» Ein vergnügliches Buch, das lehrt, mit der Ungewissheit des Verirrens bewusst umzugehen. Lieber wissen, dass man sich total verirrt hat, als im Glauben zu sein, man wisse genau, wo man sich aufhält, obwohl man an einem völlig andern Ort ist. Wer sich falsch verhält, kann beim Verirren umkommen. Ohne geht es aber nicht, das Leben wäre nicht nur langweilig, es würde auch falsch.

Susan Boos, 1963, ist Redaktionsleiterin bei der Wochenzeitung «Woz». Sie lebt in St.Gallen.

Kathrin Passig, Aleks Scholz: *Verirren – eine Anleitung für Anfänger und Fortgeschrittene*. Rowohlt-Verlag, Berlin 2010.



Karin Bühler, 1974 ist Konzeptkünstlerin und lebt in Trogen.

sie öffnet heute keine tür, sondern fällt
mit ihr ins haus & trägt das herz
auf der zunge, spuckt es aus
in weitem bogen
auf die fussmatte,
schonungslos & unwiderruflich,
kein zuschlagen möglich dort,
wo nichts mehr zu öffnen
noch zu schliessen ist,
komplettes ausgeliefertsein & ja gib es nur zu,
diese vorstellung macht angst & nervös zugleich,
I am your worst fear, I am your best fantasy
es klingelt & du ahnst es ist so weit, gräbst
in deinem fundus an
halbstarken lebensweisheiten
& ein *best of*-album aus dem regal,
um etwas kostbare zeit zu schinden,
oder zumindest so zu tun als ob,
hast alle schutzriegel vorgeschoben
& wie könnte es anders sein,
den einen zufälligerweise vergessen,
Yeeeaaaah, I'm a back door man!
gröhlt es aus den boxen, elefantenschritte,
wildes geschrei, sie fällt
mit der tür ins hinterhaus
& zieht sie aus, die schuhe,
die kleider, die hemmungen gleich mit,
kein schritt über die schwelle möglich
ohne allumfassende transparenz, sag
wer hat nun wen ausgezogen,
du weisst nicht wohin
mit dir & deinen händen
& hältst ihr den mund zu, unbeholfen,
ein falsches wort ruiniert
den moment
& das schöne gesicht,
das du zu verlieren drohst,
das du längst verloren hast,
ihretwegen,
allzugern –

mit der tür ins haus fallen
eine aufforderung zu mehr direktheit

Claire Plassard, 1990, ist Autorin in St.Gallen.

Ich sitze in der Kantine. Es riecht wie immer nach Fritteuse. Noch fünfzehn Minuten. Dann vier Stunden schwitzen. Fühle mich müde und leer. Keiner Theaterbühne würdig. Nehme den letzten Schluck schlechten Kantinenkaffee zu mir. Das Bounty ist schon gegessen. Jetzt noch kurz eine Zigarette. Dann Auftritt durch eine falsche Tür. Hinübertreten in eine andere Welt. Scheinwerfer.

Es gibt Frauen, die ich schon früh bewundert habe. Patti Smith zum Beispiel. Oder Susan Sontag. Auch noch ein paar andere. Die haben für was gekämpft. Das waren Türöffnerinnen. Die meisten von ihnen sind jetzt allerdings schon etwas älter oder tot. Denn Türen öffnen, aufreissen oder eintreten ist ein Kraftakt, und keine Erscheinung unserer Zeit. Zu aufreibend.

Nach etwa zwei Stunden auf der Bühne. Meine Knie tun weh von diesen furchtbaren Absatzschuhen, die der Kostümbildner mir für die Rolle der Johanna aus Brechts *Die heilige Johanna der Schlachthöfe* verpasst hat. Bald kommt meine Lieblingsstelle im Stück:

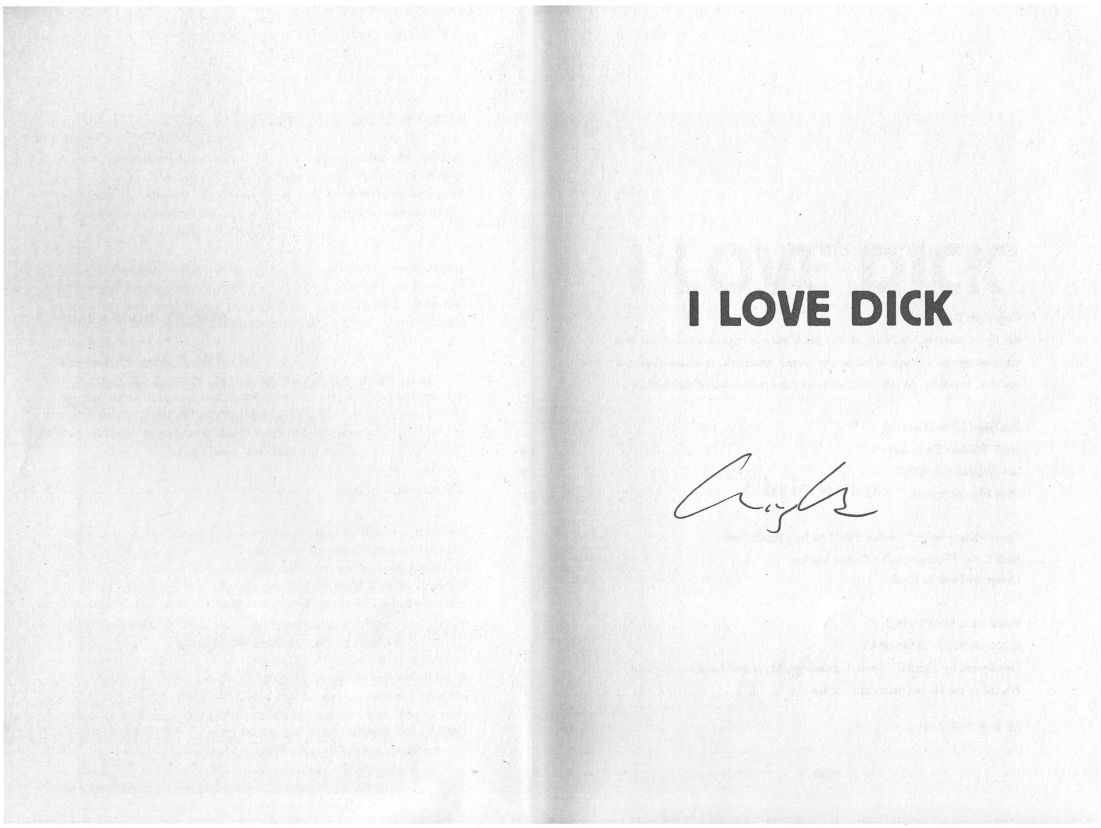
«Aber ich will mich setzen zu den Wartenden auf die Schlachthöfe
Bis die Fabriken wieder auf sind, und
Nichts anderes essen, als sie essen, und wenn
Ihnen Schnee gereicht wird, eben Schnee.
«Und Sie, der Sie leben von der Armut und
Können die Armen nicht sehen und verurteilen
Etwas, was Sie nicht kennen, und richten's so,
Dass Sie nicht sehen, was dort verurteilt sitzt
Aufgegeben auf den Schlachthöfen, unbesehen:
Wenn Sie mich künftig sehen wollen, dann
Auf den Schlachthöfen.»

Die Türen zum Foyer gehen auf. Pause. Meine Kollegen verlassen die Bühne, die Zuschauer den Saal. Ich stehe immer noch da. Wiederhole diese Worte. Stammle sie. Brülle sie. Stehe da zwischen Tür und Angel. Dann gehe ich irgendwann auch ab. Wieder durch diese blöden falschen Türen, die immer nachschwingen, wenn man sie zuknallt. Weiss nicht, ob ich aufs Klo, in die Garderobe oder in die Kantine gehen soll. Und weiss, dass ich diese grossartigen Texte nur deshalb auf der Bühne formulieren kann, weil sie keine Konsequenzen für mein reales Leben haben. Hoffe, dass sie dennoch ein paar Zuschauer erreichen. Warum wurden sie sonst aufgeschrieben?

Nach der Pause. Fast zum Schluss. Johanna ist im Schnee erfroren. Es wird ganz lange und ganz laut Wagners *Tristan und Isolde* eingespielt. Hoffentlich sieht niemand, dass ich heule. «Liebe», denke ich ganz naiv. Vielleicht geht es einfach nur um Liebe. Applaus. Das Stück ist zu Ende. Ich höre auf, diese Rolle zu spielen. Ich hänge sie wieder an den Nagel meiner Garderobe. Hinter mir werden von den Bühnenarbeitern die falschen Türen abgebaut. «Tschüss, Kleine!», ruft einer. Ich gehe nach Hause. Oder in die Kneipe.

Jeanne Devos, 1984, ist in Heiden aufgewachsen und freie Schauspielerin in Zürich.

N° 1806, 2012, 116 × 161cm, Öl auf Leinwand.
Vera Marke, 1972, ist Künstlerin in Herisau.



Signierte erste Seite vom Buch *I love Dick* der Schriftstellerin Chris Kraus. „... When I Love Dick came into existence, a new kind of female life did, too“ (Klappentext). Semiotext(e) Native Agents, MIT Press.
Jiajia Zhang, 1981, ist Fotografin in St.Gallen.

Stille Geschichtenexplosion

Alles Knall auf Fall: Zwei Handvoll Stiftungsräte von Pensionskassen begreifen, dass sie persönlich haften. Sie vertreten Arbeiterinnen und Angestellte, sitzen in einem Kurs, nehmen zur Kenntnis, dass nicht nur sie, sondern auch noch ihre Witwer und Witwen zur Kasse gebeten werden können, wenn sie fahrlässig oder vorsätzlich Verluste verursachen. Gleichzeitig braut sich über dem Pazifik ein Taifun zusammen, wie er noch nie über bewohntes Gebiet gekommen ist. Kein Zufall: Die Macht der Taifune in Südostasien nimmt mit steigender Oberflächentemperatur des Stillen Ozeans zu. Auf Facebook wird gepostet: «Früher gab es alle fünf bis sieben Jahre einen zerstörerischen Sturm, jetzt müssen wir jedes Jahr mit einer Katastrophe rechnen.»

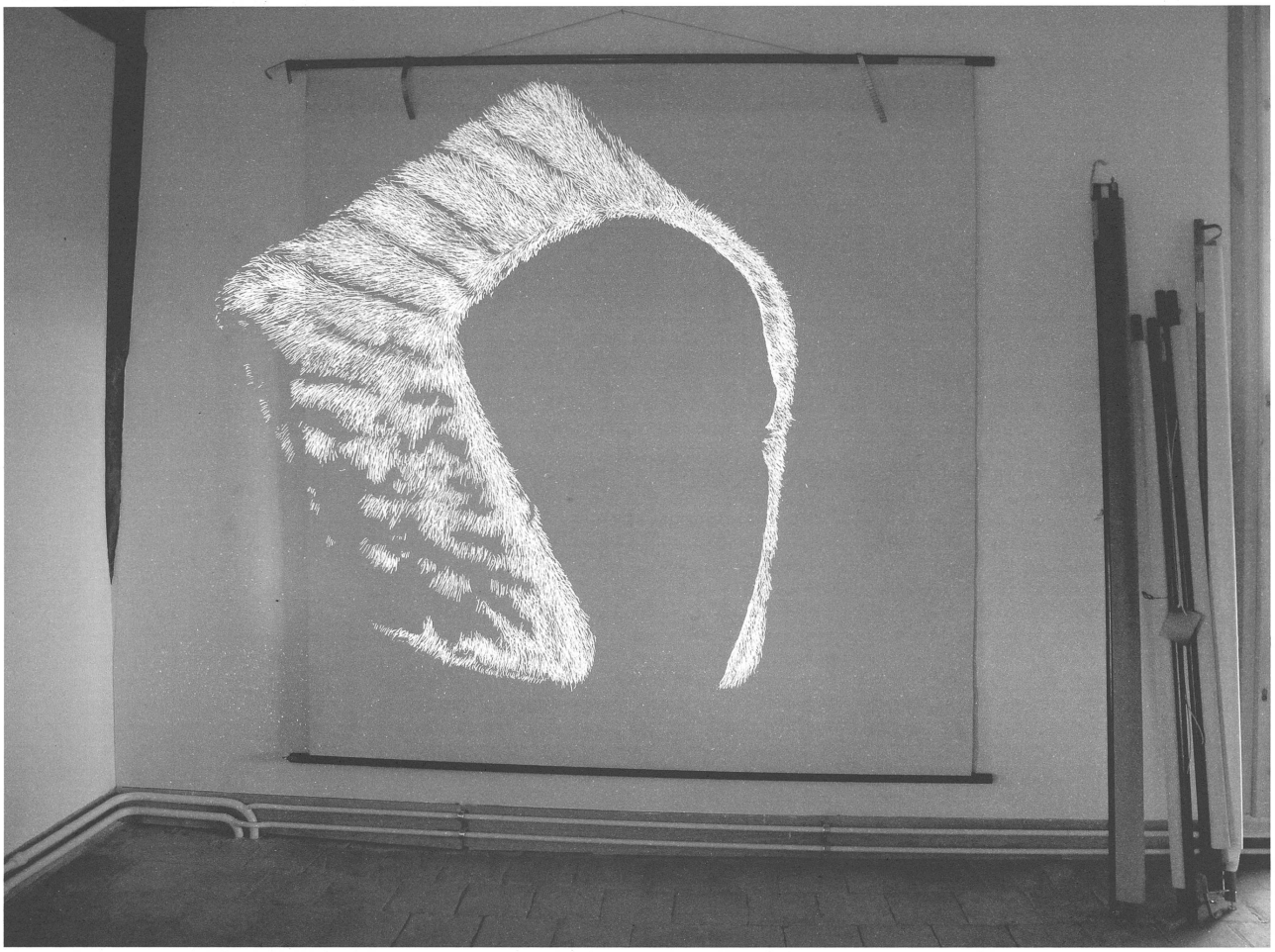
Karl Marx beschrieb Waren als «verzauberte Menschen»; alles, was in der Produktion und beim Tausch passiere, werde in einer Zahl, einem Preis, zusammengezogen. Wenn das auf eine getrocknete Mango zutrifft, was steckt dann erst im technischen Zins zur Schätzung der zukünftigen Verzinsung von Altersguthaben? Oder in der Modellrechnung der ökonomischen Faktoren, die dazu beitragen, dass sich die Oberfläche des Pazifiks häufiger als früher auf 26 Grad erwärmt?

Schwindlig vor Abstraktion hört man dem Experten für Pensionskassen zu: Es geht um Absterbetafeln, Schattenrechnung, Umwandlungssatz. Ganz kurz weitet sich die Zeit und es scheint möglich, dass irgendwann ein paar verzauberte Geschichten aus einer Zahl ausbrechen: Mangopflücker sehen den Sturm aufziehen, ein Flughafen in China gehört tausend Rentnerinnen in Schwamendingen, der Zuckerpreis schnellt in die Höhe und macht dem Geschäftsführer Mut, ein Firmenchef erklärt seinen Arbeitnehmervertretern, dass der Kapitalismus am Ende sei, aber die Zugbegleiterin erinnert an den Rat des Experten: Eine Anlagestrategie ist nichts wert, wenn sie kurzfristig geändert wird. Aus dem chinesischen Flughafen will sie gerade jetzt nicht aussteigen. Aber sie verrät niemandem, was ihr die Ärztin eröffnet hat: dass sich ihr persönliches Langlebigkeitsrisiko verringert hat. Wenn dieser Knollen in der Brust bösartig ist, dann wird sie mit erhöhter Wahrscheinlichkeit früh sterben und der Pensionskasse Ausgaben sparen. Ihrem Chef im Stiftungsrat sagt sie: «Die Gewinne werden zurückkommen wie die Zugvögel.» Und wenn er weiterjammert, doppelt sie nach: «Wir haben noch immer an die Zukunft geglaubt.» Auch die zerstörten Städte am Ufer des Pazifiks müssen wieder aufgebaut werden, irgendjemand wird daran verdienen.

Vielleicht gibt es auch ein ökonomisches Auge des Sturms, wie beim Taifun: einen ruhigen Ort von circa zwanzig Kilometer Durchmesser, wo im Moment gerade nichts zerstört wird. Kein Lüftchen weht. An einem solchen Ort bleibt die Zeit stehen und man kann sich alles, was gerade geschieht, in Ruhe erzählen. Niemand gibt hier den Takt an und es ist wichtig, was der Mangopflücker am Morgen vor dem Sturm seinem Kampfhahn zugeflüstert hat.

Bis dieser Ort gefunden ist, bleiben die Zahlen: 1.75 Prozent technischer Zins, 26 Grad Celsius Oberflächentemperatur, 136.8 Millionen Pesos Ernteverlust, 6.85 Prozent Umwandlungssatz, Gewinn auf den Anlagen: 5.2 Prozent.

Annette Hug, 1970, ist Zentralsekretärin der Gewerkschaft vpod in Zürich.



Projektion, 2013.
Elisabeth Nembrini, 1960, ist Künstlerin in Berg.

Die Welt ist nicht, wie sie zu sein scheint. Was wie ein Mensch aussieht, ist in Wahrheit ein Cyborg. Oder ein Frankenstein. Ersterer funktioniert nur dank einer Maschine, die sein Herz am Laufen hält – und letzterer ist aus dem Fleisch anderer zusammengeschnipselt, hat ein transplantiertes Herz und fremdes Blut in den Adern. Und es wird noch viel schlimmer kommen. Bald wird es Prothesen geben, die sich mit den Nervenenden verknüpfen lassen und per Gedanken gesteuert werden können. Und dabei hat alles einmal ganz harmlos mit Brillen und Gehstöcken begonnen … Widernatürlich!

Das zumindest ist die Meinung von Biokonservativen. Ganz anderer Ansicht sind da die Transhumanisten. Die Evolution? Viel zu langsam! Der Mensch? Viel zu unvollkommen! Die Technikjünger möchten den Menschen technisch modifizieren, um ihn klüger und langlebiger zu machen.

Wo, denken Sie, führt unser Weg hin? Oder direkter: Wenn heute eine Macht entdeckt würde, die die Menschen intelligenter macht, aber niemand wüsste, ob sie sich als gut oder schlecht herausstellen wird, auf welcher Seite würden Sie dann kämpfen?

Wie sich die Mehrheit entscheiden könnte, zeigt das Spiel *Ingress*. «Die Welt ist nicht, wie sie zu sein scheint», titelt das Game und kreiert eine Realität, die sich eng an unsere schmiegt. In dieser sind Skulpturen Portale, aus der die neue Energie strömt und von den grünen Spielern (den Erleuchteten) für die Menschen nutzbar gemacht werden möchte. Die blauen Spieler (die Resistance) kämpfen dagegen. Mit Handy, GPS und Internetverbindung werden die Portale abgefahren, gehackt und die Kontrollfelder der eigenen Macht ausgeweitet. Zwei Beispiele unter Abertausenden: Der Broderbrunnen wird von den Erleuchteten kontrolliert, das Signer-Fass von der Resistance. (Der Pelikan-Erker, Sitz der Saiten-Redaktion, ist ein noch unbesetztes Portal …). Portale gibt es übrigens bis nach Peking, Kapstadt und Delhi. Der Spielstand zeigt: 54 Prozent der Welt werden von der grünen Macht kontrolliert. Die Ingress-Mehrheit kämpft also für eine intelligentere, verbesserte Menschheit.

Nick Bostrom, Philosoph und Direktor des Instituts für die Zukunft der Menschheit, beschäftigt sich an der Oxford Universität mit der «enhanced humanity», der erweiterten Menschheit. Wir seien heute wie ein strampelndes Baby in der Ecke einer riesigen Kathedrale: «auf unsere beschränkten Sinne zurückgeworfen», sagt er. Künstliche Intelligenzen würden die menschlichen Grenzen der Denkfähigkeit sprengen und Tore aufstossen, die wir uns nicht vorstellen können. Wenn der Bioethiker John Harris einmal sagte: «Ich persönlich bin zufrieden damit, dass unser Affenvorfahre entweder nicht die Macht oder die Fantasie besass … um sich auf unsere Kosten zu erhalten», sind wir dann nicht die Affen von morgen? Und ist die Frage, ob Maschinen beseelt sind und wie wir sie behandeln sollen, wirklich richtig herum gestellt? Bostrom beschäftigt sich lieber mit der Frage, wie wir von den Maschinen behandelt werden möchten, und sieht zwei Möglichkeiten der Beeinflussung: Wir beschränken die Fähigkeiten der Maschinen – dann beschneiden wir ihr Potential – oder aber wir überlegen uns, wie wir unsere Ethik den Maschinen weitergeben können.

Bei allem Schrecken und aller Faszination – gut, gibt es auch unter der «grünen Macht» Leute, die für das humanistische Erbe in der Zukunft kämpfen.

Andrea Kessler, 1980, studiert an der Pädagogischen-Hochschule Lehrerin in Zürich und war Saiten-Redaktorin.
ingress.com
fhi.ox.ac.uk

Tür ins Schattenreich.
Lika Nüssli, 1973, ist freie Zeichnerin und lebt in St.Gallen.

Die Stadtparkflugschneise

Es war eine schöne, von Nieselregen und goldenem Strassenlaternenlicht durchzogene Oktobernacht, als ich ihnen zum ersten Mal begegnete.
Ich war über einen Umweg auf dem Heimweg ins St.Leonhardpärkli geraten, und bin beinahe über sie drübergestolpert.
Ich sah sie aus der Ferne nicht, denn im Gegensatz zu den meisten handelsüblichen Trampolinen heben sich diese nicht vom Boden ab, sondern sind darin versenkt.
Ja – Trampoline. Zwei kleine, quadratische Flächen aus hüpfbarem Material, zwischen Steinvenus und Strasse.
Es gibt nicht viele Dinge, die so schön sind wie eine unerwartete Hüpfgelegenheit nachts um halb zwölf.
Und wenn man will, kann man sogar für ganz kurze Zeit fliegen.

Julia Kubik, 1994, ist Slampoetin aus St.Gallen.

Ladina Bischof, 1985, ist Fotografin in St.Gallen.

Kann man das nicht verschieben?

An guten Tagen trage ich ein Kindergedicht von Paul Maar im Kopf herum, und das geht so: «Die Zukunft kommt / schon morgen früh? / Kann man das nicht verschieben? / Ich wär so gern / und zwar mit dir / im Heute hier geblieben.»

Ich mag den Augenblick, so wie er ist, jedenfalls meistens. Man kann es konservativ nennen, wahrscheinlich ist es faule Zufriedenheit. Im Pläneschmieden bin ich nicht so gut, dafür ist meistens zu viel Gegenwart vorhanden. Ausserdem könnte man sich mit Prognosen irren und verkalkulieren. Lieber das Leben auf sich zukommen lassen. Bislang ist es doch meistens gut gekommen.

Zukunftshoffnung – das ist etwas für schlechte Zeiten. Für arme Leute in Entwicklungsländern. Läuft es mal nicht so gut bei uns, treten wir auf der Stelle, sei es nun «privat oder beruflich», wie wir gern ausweichend sagen, dann hilft vielleicht ein wehmütiger Blick zurück. Man suhlt sich allenfalls noch in Erinnerungen, klebt endlich mal die Ferienfotos vom Sommer 2011 ein. Aber nach vorne blicken? Welche Türen sollen sich da bitteschön noch öffnen? Es braucht gehörig viel Naivität und Realitätsblindheit dazu, sich von der Zukunft mehr zu versprechen an Bequemlichkeit und Wohlstand, an Freiheit und Mitbestimmung, als wir gerade haben. Die Grenzen des Wachstums sind überschritten. Schon lange. Unterdessen wohl weltweit.

Das ist der wunde Punkt, auf den der deutsche Soziologe Harald Welzer im Buch *Selbst denken – eine Anleitung zum Widerstand* und sonst bei jeder Gelegenheit den Finger legt. Wenn etwas wirklich keine Zukunft hat und unsere Kinder (die in ärmeren Ländern sowieso) vor verschlossene Türen stellt, dann die tief in uns wurzelnde, wenn auch relativ moderne (Un-)Kultur des «Alles immer». Möbel zum Wegwerfen, Erdbeeren im Dezember, Plastikschrott zum Sammeln und Besitzen, aber nicht zum Spielen. Freie Fahrt in mobilen Wohnzimmern mit viel zu vielen PS, Billigflüge für Wochenendtrips zum Christmas-Shopping in New York.

Klar, das machen immer nur die anderen. Doch genau darin liegt die Crux: in unserem an sich doch ziemlich reinen Gewissen. Wir denken doch schon lange grün und kaufen «Bio». Ein Tropfen auf dem heissen Stein. Jetzt, wo die Chinesen Autos kaufen, immer mehr Fleisch verzehren und dafür Kohlekraftwerke bauen. Dass Welzer unter anderem einen Lehrauftrag für Sozialpsychologie ausgerechnet an der HSG hat, sollte uns zu denken geben: Er wird vermutlich nicht als Hofnarr dort beschäftigt.

Sein Buch rennt keineswegs offene Türen ein. Es ist so radikal wie unbequem in seiner Zukunftsprognose und seinen Anforderungen an die Gegenwart. Also an Dich, liebe Leserin und Schreiberin, die Du noch immer Kindergedichte gern hast und hoffst, Du könntest das Heute ein bisschen ausdehnen. Zukunft beginnt aber jetzt, mit kleinen Schritten aus der Komfortzone. Jeder muss sie machen. Zu Fuss am besten. Auf Gleichgesinnte zu. Dabei den Kopf einschalten, sämtliche unnötigen Geräte aber aus.

Bettina Kugler, 1970, ist Journalistin beim St.Galler Tagblatt und lebt in St.Margrethen.

HEARTCORE INCLUSION

&

Anna Frei, 1982, ist Grafikerin in Zürich.

MASSLOSE DIFFERENZ

Raphael blinzelt mich aus grossen Augen an. Er hat gerade realisiert, dass ich einen Namen habe – einen richtigen. Nicht nur Frau Stolz. Auch einen Vornamen.

Lehrerin sein heisst auch: unter ständiger Beobachtung stehen. Kindern fällt auf, dass du gestern Sneakers anhattest oder deine Ohrringe in der Mittagspause gewechselt hast. Sie finden es amüsant, dass du in der Migros einkaufen gehst wie ihre Eltern, dass du gerne Bücher liest, wo Drachen und Feen eine tragende Rolle spielen. Oder, dass du nicht immer Lehrerin werden wolltest. Für viele Kinder ist es unvorstellbar, dass die Person, welche sie täglich mehrere Stunden begleitet, ein Leben neben, vor und nach der Schule hat. Vielleicht auch, weil nicht alle Lehrpersonen so viel von sich preisgeben wie ich.

Raphael ist in der zweiten Klasse und steht ganz am Anfang seiner Schulkarriere. Meine Primarschulzeit ist längst vorbei. Eine erste Ausbildung als Grafikerin habe ich abgeschlossen und als solche mehrere Jahre gearbeitet. Jetzt bin ich allerdings auch wieder in der zweiten Klasse. Sozusagen – in der Mitte des zweiten Ausbildungsjahres an der PH.

Während der Praktika habe ich immer wieder Einblick in verschiedene Schulhäuser, treffe künftige Lehrerkolleginnen und -kollegen. Ich freue mich über diese motivierten, aufgeschlossenen und interessanten Persönlichkeiten. Doch manchmal bin ich es, die mit grossen Augen fragend dasteht: Weil es mich umhaut, wie apathisch, unpersönlich, unkreativ und leblos manche diesen (Traum-)Beruf ausüben. So ganz ohne Ecken und Kanten. Versteift darauf, Wissen in kleine Köpfe reinzupressen.

Dank dieser abschreckenden Beispiele setze ich mich immer wieder damit auseinander, was ich meinen zukünftigen Schützlingen – nebst dem Pflichtstoff im Lehrplan – auf den Weg geben kann und will. Immerhin werde ich voraussichtlich mehrere Stunden pro Tag Zeit mit ihnen verbringen. Meine Aufgabe wird es sein, den Kindern meiner Klasse Fertigkeiten in verschiedenen Bereichen näher zu bringen, ihre Fähigkeiten zu fördern und sie (im weitesten Sinn) auf die Arbeitswelt vorzubereiten.

Aber neben Mathe und Deutsch sind für mich auch andere Aspekte des Lebens zentral: Ich möchte in meinem Schulzimmer Kinder sehen, die an sich selbst glauben, die kreativ und offen für neue Erfahrungen sind. Schülerinnen und Schüler unterrichten, die ihre Neugierde bewahren und bereit sind, sich für etwas einsetzen. Ich will Schulkinder, die Verantwortung übernehmen können, gemeinsam stark sind und ihr Potential ausschöpfen. Damit das gelingen kann, versuche ich jedem kleinen und grossen Menschen auf Augenhöhe zu begegnen, mit gutem Beispiel voranzugehen und die Talente, welche in uns allen schlummern, zu erkennen und zu schätzen. Mir ist es ein Anliegen, authentisch zu sein. In jeder Situation. Echt und nah.

Andrea Stolz, 1985, ist gelernte Grafikerin und studiert an der Pädagogischen Hochschule St.Gallen.

Echt und nah

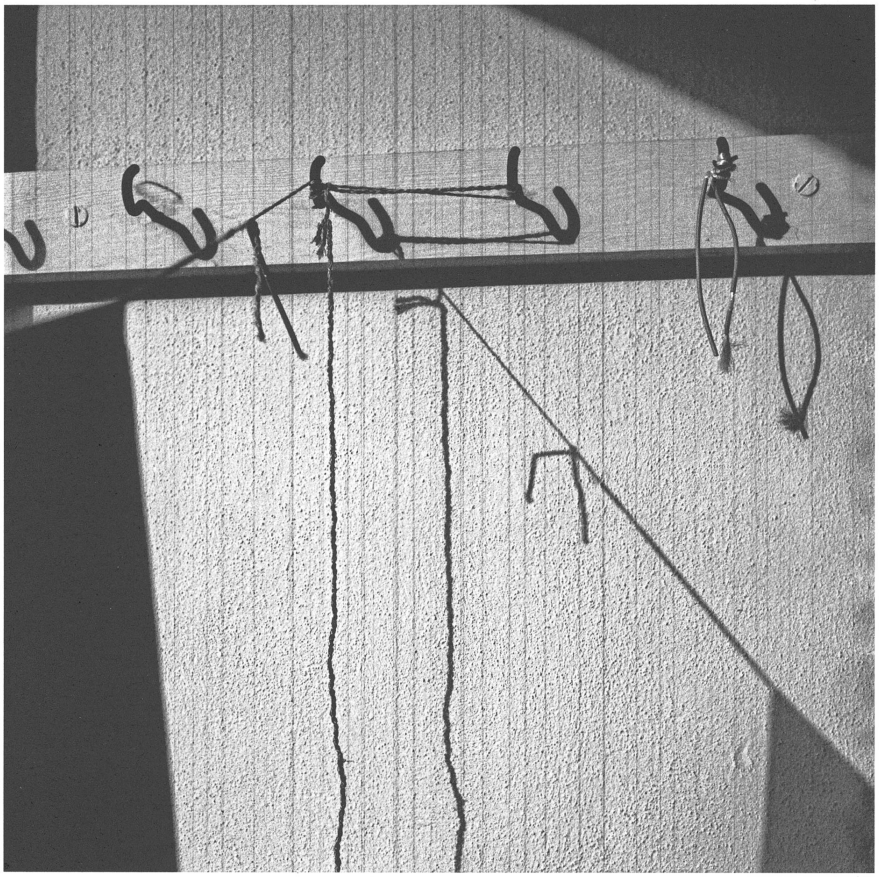
Alte und neue Perspektiven

Im Alter gehen viele Türen zu – so die allgemeine Ansicht. Die Zeit wird knapp, unsere Wahlmöglichkeiten werden immer kleiner, des Lebens Fülle fliesst an uns vorbei. Ach und Weh…
Aber stimmt das wirklich? Besteht die Fülle im Alter aus dem Streben nach immer mehr und immer Neuem, wie es für die Jugend richtig ist?

Im Alter öffnen sich andere Türen: geistige und seelische Zugänge zur Fülle meiner eigenen Lebenserfahrung. Zugänge zu Freude, Lust und Schmerzen im eigenen Leben, zu Taten, deren wir uns schämen und sie nicht mehr gutmachen können, zu Erfahrungen von Trauer und Wut über Unrecht, das an uns begangen wurde.

Wie verheissungsvoll sind diese Türen, und wie reich! Im Alter haben wir nicht nur genügend Lebenserfahrungen, sondern auch Zeit und persönliche Reifung, um uns diesen Reichtum zu erschliessen. Alte Menschen mit offenen Türen geniessen das Leben mit all seinen Facetten, bitteren wie süssen – und sie können von Herzen lachen, auch über sich selbst.

Heidi Witzig, 1944, ist Historikerin mit Schwerpunkt Alltags- und Frauengeschichte und Mitgründerin des Matronats der «Gross mütter-Revolution».



Aus der Serie «Stair in the Air», analoge Fotografie.
Tine Edel, 1970, ist Fotografin in St.Gallen.

Melis Ipek, 1984, studiert Kunst und Vermittlung in Luzern.

	Spanien	Tunesien	Eritrea	Serbien	Schweiz
Durchschnittsalter	40.16	29.03	18.26	37.77	41.75
Arbeitslosigkeit	27 %	18 %	k. A.	26 %	3.1 %
Jugendarbeitslosigkeit	56.5 %	35.6 %	k. A.	43 %	3.4 %
BIP pro Kopf (PPP) in Dollar	30'128	9'947	705	11'085	45'999
Weltrangliste Human Development Index	23	94	181	64	9
Demokratieindex	8.02	5.67	2.4	6.33	9.09
Weltrangliste Pressefreiheit	36	138	179	63	14

Quellenangaben: Eurostat, Länderdaten, knoema, BfS.

Corinne Riedener, 1984, ist Saiten-Redaktorin und freie Journalistin.

Die Utopie, die aus Wil kam

Ausgerechnet in der Bibliothek Wil stiess ich auf das seltsame Büchlein: schwarz, mit geheimnisvollen weissen Zeichen auf dem Einband. Als ich es aufschlug, fand ich die Zeichen wieder, diesmal begleitet von ebenso geheimnisvollen Namen: ibu, taku, kodu, gano und viele andere. Der Titel «bolo'bolo» half auch nicht weiter, ebenso wenig der Autor oder die Autorin: Er oder sie versteckte sich hinter dem Kürzel p.m.

Ich war vierzehn und hasste meinen Wohnort leidenschaftlich (abgesehen von der Remise, dem heutigen «Gare de Lion»). Und ich war hochinteressiert an alternativen und radikalen Ideen. Ich begann zu lesen und war zuerst irritiert. Es schien sich um einen Plan für eine alternative Gesellschaft zu handeln, ausgearbeitet bis ins absurde Detail. Das taku zum Beispiel war «eine Truhe aus solidem Blech», einen Meter lang, fünfzig Zentimeter breit und ebenso hoch. «Über alles, was im taku Platz hat, kann das ibu (die Person) nach eigenem Gutdünken verfügen – der Rest der Erdkugel wird gemeinsam benutzt.» Das Wichtigste sei es, die Macht der «Planetaren Arbeits-Maschine» zu brechen und die Städte in selbstverwalteten Einheiten von etwa 500 Personen – bolos – zu organisieren, die sich weitgehend selbst versorgen sollten.

Der Text kam aber nie bürokratisch daher, sondern ausufernd und verspielt, zum Beispiel, wenn es um die Selbstversorgung ging: «Kaninchenställe, Beerensträucher, Pilzkulturen, Taubenschläge, Bienenstöcke, Obstbäume, Haschpflanzungen, Weinreben, Gewächshäuser (im Winter auch als Wärmedämmzone verwendet) usw. Das Essen wächst den ibus sozusagen in den Mund. (Auch Hunde wären an sich gut essbar.)» Bald war ich überzeugt vom «bolo-Plan», gab das Buch an Bekannte weiter und malte die geheimnisvollen Zeichen auf meine Schulmappe. Die Idee der Selbstverwaltung auf Quartierebene überzeugt mich bis heute: nicht als Blaupause für das Paradies, aber als Alternative zum heutigen Wirtschaftssystem, das sich selbst zerstört.

Eine grosse Stärke von p.m. war und ist es, zu zeigen, dass ein überwiegender Teil der heutigen Energieverschwendung rein gar nichts mit Lebensqualität zu tun hat, sondern mit kapitalistischen Zwängen und unbefriedigenden Ersatzhandlungen. Ein Leben mit einem Bruchteil von Energie wäre nicht nur möglich, sondern erst noch lustvoller. In diversen Romanen malte p.m. aus, wie spannend der Alltag in bolos sein könnte. Hinter dem Pseudonym verbirgt sich ein äusserst belesener, unorthodoxer Marxist, der mit verschiedenen Gruppen immer wieder bolo-Projekte zu verwirklichen versuchte: in den Achtzigerjahren am Zürcher Stauffacher, später mit den «Kraftwerk»-Wohnbausiedlungen, heute unter dem Label «Neustart Schweiz».

Jahre nach meiner «bolo'bolo»-Lektüre lernte ich p.m. in Zürich kennen, einen freundlichen älteren Herrn mit einer Vorliebe für guten Wein und Zigarren. Mir fiel auf, dass er redete wie ich. Kein Wunder: Aufgewachsen ist er in Wil.

Bettina Dyttrich, 1979, ist «Woz»-Redaktorin und lebt in St.Gallen.

Langlaufschuhe, Baumkerzen mit Halter.
Andrea Vogel, 1974, ist Performancekünstlerin in St.Gallen.